



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lust und Leid eines Afrikamissionars.

Lust und Leid eines Afrikamissionars

Tagebuchblätter von P. Majara CMM.

(Fortsetzung)

5. Der neuen Heimat entgegen

21. 1. 23. Heute sollte ich an mein eigentliches Ziel kommen: Die Missionsstation Siteaur. Ich hatte noch einen Weg von etwa 6 Stunden zu Pferd zurückzulegen.

Also gleich nach dem Frühstück führte mir ein schwarzer Junge den Gaul gesattelt vor. Es war ein alter Klepper, der keine Miene mehr zeigte durchzugehen. Trotzdem, als ich ihn bestieg, war mir recht seltsam zumute, so wunderbar und absonderlich. Was mag die nächste Zukunft bringen? Zum erstenmal sollte ich meine Heimat aufschlagen unter den „Wilden“. Diese Gedanken stimmten mich ernst und ließen die Pulse stärker schlagen.

Das Wetter war kalt und naß wie in Europa im November. Nebelschwaden zogen wie Geisterheere über die einsame, schweigende Steppe. Der Gaul ging nur schrittweise voran. Es war nicht gemütlich zu reiten, der Weg war schlüpfrig und mein Pferd ein altverdienter Missionsveteran, glitt immer wieder aus. Ich mußte mich fest im Sattel halten, um nicht einmal in einer Pfütze zu landen.

Ein schwarzer Junge lief neben mir her, um mir den Weg zu zeigen. Ich konnte leider nicht mit ihm plaudern; nur einen Satz hatte ich gelernt und der hieß: „kuyini loku“ d. h. Was ist das. So konnte ich wenigstens etwas mit ihm sprechen und zugleich Wörter lernen. Das brachte Kurzweil in die langwierige, mühevolle Reise. Ich deutete auf den Weg und fragte: „Was ist das?“ Und der Junge antwortete: „indhlela“; nach den Wolken „amafu“, nach dem Gras „utshani“, nach den Bäumen „imiti“, nach den Vögeln „iznyoni“ usw. So verrannen die Stunden doch nicht nutzlos.

Maria's Heimsuchung

Trag' Jesus in die Welt hinaus
So wie Maria selig still,
Und lausche, lausche immerfort,
Was dir dein Heiland sagen will;
Laß Erdenlust und eitlen Ruhm,
Unwürdig deiner, weit zurück;
Vergiß die Welt, denk' Jesus nach,
In ihm allein ruht all dein Glück.

Trag' Jesus in die Welt hinaus
Und dien' dem Nächsten froh und gern,
Vergiß dich selbst, gib ganz dich hin
So wie die Mutter unsers Herrn!
Sei engelmild und frohen Sinns,
Auf daß dein Herz dem Heiland gleicht,
Der spricht: Mein Voch, es ist so süß,
Und meine Bürde, sie ist leicht!

Trag' Jesus in die Welt hinaus
Birg ihn in deines Herzens Hut,
Er lebt in dir und du in ihm,
In deinen Adern rinnt sein Blut;
Zeig' Heldensinn und Leidensmut,
Harr' unterm Kreuz geduldig aus;
Sei wie Maria still und stark,
Trag' Jesus in die Welt hinaus!

Anna Henner



„Gebenedeit bist du unter den Weibern“

(Luf. I, 42)

Nach einem alten Stahlstich





Kleriker-Noviziat Reimlingen: Neuprofessen

Obere Reihe: Fr. Bellarmin, Fr. Thaddäus, Fr. Markus, Fr. Heribald,
Fr. Ostwald. Untere Reihe: Fr. Landolin, Fr. Christian, P. Magister,
Fr. Rüdiger, Fr. Lorenz.

Photo: Seminar St. Joseph, Reimlingen

Ein leichter Frost schüttelte mich und ich zog meinen Regenmantel enger zusammen. Es wäre ganz falsch zu denken, in Afrika müsse man nie frieren. Ja, manchmal habe ich gefroren wie ein frisch geschorener Pudel, zumal der Wechsel von Hitze und Kälte oft so schnell und unvermittelt auftritt.

Zeitweise ging unsere Reise auf einer Straße dahin, dann wieder auf den schmalen Fußpfaden der Eingeborenen. Hier und da ritt ich vorbei an einer einsamen Negerhütte, die wie ein riesiger Bienenkorb am Boden lag. Aber kein Mensch zeigte sich. An den kalten Tagen verkriechen sich diese armen, halbnackten Leute lieber in ihre Hütte und wärmen sich am offenen Feuer; nur der Rauch quillt heraus durch das Loch, das man bei uns Türe heißt. Nur selten begegnete uns ein Eingeborener oder ein schwarzer Hirtenjunge, drückte sich scheu und schüchtern vorbei, gehüllt in eine schmuckige, erdfarbene Decke oder in einen Schafspelz.

Die Landschaft trug fast Wüstencharakter, öde und steinig, keine Blumen, nur einzelne Büschel rauhen Grases; dazu dorniges Gestrüpp, dickfleischige Kakteen und wilde Palmen. Zweimal zogen wir durch einen kümmerlichen Rest von Urwald. Wie um Hilfe rufend reckten tote Urwaldriesen ihre kahlen Äste in die Luft. Im Gezweig, hinter dem dichten Laubwerk der Lianen knackte es, als ob Affen drinnen hausten.

Ich erwartete schon auf irgendein wildes Tier zu stoßen, aber nichts zeigte sich; nur das Vieh weidete auf der weiten Steppe: Rinder und Pferde, Schafe und Ziegen. Plötzlich grüßte mich ein Stück Heimat: Schwalben saßen auf einem Stacheldraht, der die Weiden der weißen Farmer abgrenzte. Sie hatten ihre Köpfchen eingezogen und ließen den Schwanz hängen, frierend und hungernd kauerten sie nebeneinander und

sehnten sich vielleicht nach dem Sommer ihrer europäischen Heimat. Einmal standen in einem Sumpf 12 Störche mit hochgezogenem Bein. Ich dachte: Wenn ihr nach dem Norden fliegt, grüßt mir die deutsche Heimat wieder.

Weiter gings und immer weiter. Langsam verrannen die Stunden. Die Sonne blieb verborgen hinter einem dichten Wolkenschleier. So hatte ich mir Afrika gar nicht vorgestellt. Von Zeit zu Zeit stieg ich ab und wir hielten Rast und packten unsere Wegzehrung aus: Eier und Butterbrot. Mir wollte es nicht recht schmecken, aber dem Jungen umso mehr. Wenn ich vergaß, mahnte er mich kühn und sagte einfach „baba, ukudhla“, d. h. Vater, essen! Dabei deutete er vielsagend auf seinen offenen Mund und schaute mich bittend an mit seinen großen, glänzenden Augen dunkel wie die Nacht.

Etwa 9 Uhr morgens waren wir aufgebrochen, nun zeigte meine Uhr bereits halb 5 Uhr nachmittags und wir waren noch auf dem Wege. Ich hatte keine Ahnung, wohin es ging und wie lange es noch dauern würde. Ich verließ mich auf meinen kleinen Führer und, wahrhaftig, er wußte Bescheid. Mir wurde schon bange. Wann werden wir denn endlich einmal ankommen? Da plötzlich bog der Junge von der Straße ab, seitwärts in eine große Weide. Er öffnete ein Feldtor, das in den Drahtzaun der Weide gebaut war. Mein Gaul schritt durch, plötzlich stuzte er: Etwa 5 m weiter lag quer über dem Fußweg eine über 1 m lange Schlange. Ich erschrak nicht wenig und dachte, das ist das Sinnbild des Bösen, der mir schon zu Beginn meiner apostolischen Arbeit den Weg verlegen will. Aber die Schlange rührte sich nicht, sie war entweder erschlagen oder steif vor Kälte. Wir gingen also darüber hinweg und ich atmete erleichtert auf. Bald bogen wir um den felsigen Hang eines Berges herum. Plötzlich wurde der Blick frei in ein weites Tal und vor uns lag — die neue Heimat.

„Nanti, baba, ikaya“ — Sieh da, Vater, die Heimat, rief der Junge jauchzend und deutete mit leuchtenden Augen auf die vor uns liegende Missionsstation Citeaur. Etwa 17 Hütten, meist aus Lehm und Stroh, lagen im Kreise um ein kleines Kirchlein aus Wellblech. Die Station liegt auf halber Höhe eines Berges, unten im Tale rauscht ein Fluß, der Umfomaas, jenseits des Flusses grünes Weideland und in weiter Ferne Hütten der Eingeborenen, verstreut an den Hügelhängen.

Offenbar hatten die Leute auf der Station schon längst uns erwartet. Daß wir heute kamen, wußten sie. Kaum war mein Pferd aufgetaucht oben am Berge und mein weißer Tropenhut, da erhob sich unten ein lautes Geschrei der schwarzen Kinder, Arbeiter und Frauen; alle deuteten auf den Berg und riefen: „nangu u baba omutscha“ — Seht da, der neue Vater. Mein Herz schlug Generalmarsch. „Baba, baba,“ sumnte es mir in den Ohren und etwas würgte in meiner Kehle, eine stürmische Freude. Was ich als Junge gelesen, als Student geträumt, jetzt wurde es selige Wahrheit; ich wurde Vater der Armen, der Enterbten der Menschheit.

Auf der Missionsstation wurde es nun lebendig, ein freudiges Rennen, Laufen und Rufen. Während ich langsam hinab ritt, läuteten sie mit allen Glocken. Leider hatten sie nur eine einzige und die himmelte wie eine Armerfünderglocke. Nun das war schon der rechte Ton für mich. Die Kinder stürmten den Weg hinan, die Jungen voraus, nun umringten sie mich auf dem Pferd, hüpfend und johlend vor Freude. Ich stieg ab und reichte meine beiden Hände hin. Jedes wollte dem neuen Vater die Hand

drücken mit lachenden Augen, blitzenden Zähnen und einem Schwall voll Worten, die ich leider nicht verstand. Selbst wenn ich die Sprache hätte sprechen können, ich wäre doch stumm geblieben: „Die höchste Lust hat keine Lieder.“ Aber vielleicht lasen die Kinder in meinen umflorten Augen die heiße, väterliche Liebe eines jungen Missionars.

Nach wenigen Schritten waren wir auf der Missionsstation. Die Schwestern begrüßten mich herzlich. Die deutschen Laute mitten in diesem weltverlorenen Winkel von Afrika muteten mich so heimatisch an. Die Missionarinnen waren Schwestern vom kostbaren Blut, schon jahrzehntelang im Dienste der Mission, hoch verdient, Heldinnen an der Glaubensfront. Sie führten mich erst in das Kirchlein. Ein Betschemel stand vor dem Altar, der mehr einem Berg von Blumen glich. Ich sank in die Knie und verhüllte mein Gesicht; beten konnte ich nicht, aber der liebe Gott verstand die stumme Sprache meines übergelassenen Herzens. Schnell hatte sich das kleine Kirchlein gefüllt und die Schwestern selbst stimmten „sikutusa, baba wetu“ d. h. „Großer Gott, wir loben dich“ an und die ganze Gemeinde fiel begeistert ein. Die Worte verstand ich nicht, aber die Melodie war genau das altbekannte heimatische Danklied. Dann verrichteten sie ein Dankgebet, daß sie wieder einen Vater hatten und riefen Gottes Segen auf ihn herab, zum Schluß noch ein Marienlied: „Sengikubingelesela.“ Als die alte traute Weise des deutschen Liedes: „Ich möcht' ein Blümlein werden . . .“ an mein Ohr klang, da wollte mich die Freude fast erdrücken.

Nun ging es in den Pfarrhof, das war eine kleine Lehmhütte im Schatten mächtiger Akazien. Etwa 6 Steinstufen führten hinauf. Sie war vielleicht 8 m lang und 6 m breit, ein einziger Raum, der Boden die nackte Erde, festgestampfter Lehm mit Kuhdünger bestrichen als Teppich, die Decke war das Strohdach. Ein Tisch, zwei Stühle, eine Kommode, ein Waschgestell, ein Bett mit Maisstroh gefüllt, ein kleines Büchergestell, ein Kleiderahmen hinter einem Vorhang, das war die ganze Einrichtung: arm und schlicht; aber das hatte ich ja gewollt, nicht umsonst hatte ich Armut gelobt. Wer in die Mission geht, weiß, daß er den königlichen Weg des Opfers wandeln wird. Ich freute mich arm zu sein wie die hl. Familie in Nazareth.

Nun gab es einen kleinen Imbiß. Dann wurde ich von den Schwestern durch die Station geleitet, von Hütte zu Hütte. Meinem Häuschen gegenüber lag die Schule mit etwa 60 Kindern, daneben der Bubenschlafsaal und das Bubenspeisehaus. Dann reihten sich im Kreise das Fremdenhaus, das Arbeiterheim, einige Ökonomiegebäude, dann jenseits der Kirche das Schwesternhaus mit Küche, Nähstube und Waschhaus, dann das Heim für die schwarzen Mädchen und Frauen auf der Station und ein großer Garten, dazwischen Eukalyptusbäume und Pfefferstauden. Als mich die Schwestern auf diese aufmerksam machten, dachte ich: Nun sind doch die Worte meines Vaters auch in Erfüllung gegangen, der mich ungezogenen Jungen öfters getadelt hatte mit dem frommen Wunsche: „Wenn nur du einmal wärst, wo der Pfeffer wächst.“

Als ich am Abend von meiner Hütte aus nochmals die Station überschaute und des Awe-Glöckleins weihewolle Klänge darüberschwebten, da stieg aus meinem Herzen auf ein tiefes Deo Gratias, ein Dank an die Vorsehung, die mich nach dem vielen und teilweise aufregenden Erlebnissen der langen Reisen zu Wasser und zu Land endlich wieder Frieden finden ließ in meiner neuen Heimat unter den „Wilden.“ (Fortf. folgt)